

Meine Befehring.

Um meine Befehring zu erzählen, muß ich zurückgehen bis da, wo meine Mutter hat angefangen, mich beten zu lehren u. mich auf den Namen Gottes aufmerksam gemacht. Die Gebete, die ich von meiner Mutter gelernt, waren mir sehr nützlich, sozujagen meiner kindlichen Ansicht der Wegzeiger zu Jesu. Wenn ich Unrecht that, so strafte mich die Mutter mit Gottes Wort und mit liebender Zurechtweisung. Oft fand ich sie auf Knieen, weinend und betend, da fragte ich sie, was ihr wäre. „Ach mein Sohn,“ sagte sie, „das kannst du nicht verstehen, auch kannst du mir nicht helfen; nur Gott weiß meinen Kummer.“

So wurde in mir etwas rege, was mich zum Nachdenken brachte. Zur Kirche ging ich Sonntags recht gern und lang mit. Kann mich noch erinnern, als ich noch im neunten Jahr war, wie der Prediger so ermahmend sprach. Das sehniüchtige Verlangen wurde immer stärker in mir. In meinem zwölften Jahre ging ich zur deutschen Schule, hier in Dakota, bei einem Heinrich Murrh. Da wurde viel im Testament gelesen, und manche biblische Geschichte erzählte er. Das machte mich mit Gottes Wort sehr bekannt und ich lernte es lieben. Da habe ich oft stundenlang Abends in der Bibel gelesen. An den schönen Geschichten von Abraham, Isaak, Jakob, und Joseph's Gefangenenschaft und Erlösung, von Samuels Erziehung und Umgang mit dem Herrn, von David und Jonathan, wie sie so sehr sich liebten u. w. Ja, an dem allem hatte ich meine größte Freude, mein Verlangen nach dem Guten wurde dadurch noch immer mehr rege, ich hatte einen großen Hunger in mir, in Gottes Wort zu suchen und zu forschen. Mein Vater konnte nicht lesen, da las ich ihm denn laut vor, bis er schlafen ging, aber ich las noch lange fort, bis ich so müde wurde, daß ich aufhören mußte, dann betete ich noch meine gelernte Gebete und ging zu Bett. Morgens nahm ich dann öfters ein Gebetbuch, kniete mich auf eine Bank gegen das Fenster hin und betete: ich that so, daß meine Eltern meinen sollten, ich lese nur. Endlich kam es mir vor, die gelernten Gebete halfen nichts mehr, da fing ich an und betete aus meinem Herzen zu Gott. Ich wollte fromm werden. In Gesellschaft ging ich nur sehr wenig und manchmal holte mich die Mutter auch nach Hause, was mich ziemlich ärgerte, aber sie ermahnte mich. Manches fand ich aus, was Sünde war, und wenn ich Sünde that, dann strafte mich mein Gewissen. Das waren drei Jahre in Kansas. Wir zogen im Jahre 1880 von Kansas nach Dakota. Da kamen wir mit solchen zusammen, die Kinder Gottes waren und sich eines lieben Jesus freuten. Ich hörte von Brüdern im Christo, da war ich sehr neugierig, solche zu sehen. Es schickte sich, daß ich welche zu sehen bekam und wie freute ich mich: ich liebte sie. Im Winter fuhr ich einmal mit zur Versammlung der Brüder, aber wie habe ich da gestaunt über das Begrüßen, Singen, Beten, Gott loben und Danken. Das war mir was Neues, so etwas Lebendiges hatte ich ich noch nie gehört noch gesehen. Wochen nachher war ich noch immer davon angefüllt, sogar des Nachts in meinem Traum. Im Jahr 1881 im Herbst kam ich bei Nelt. S. Adrian in Arbeit; das freute mich sehr. Nun war ich ja ganz unter den Kindern Gottes, dachte ich, und hat Gott oft mit Thränen, Er sollte mich annehmen und mir ein freudiges Herz und Gemüt schenken. Ich war drei Monate bei Adrian, aber ich kam nicht zur Sündenerkenntnis. Einmal

machte mich eine Schwester auf einen Vers in Galater aufmerksam: „Wer sich dünken läßt, er sei etwas, so er doch nichts ist, der betrüget sich selbst.“ — Das ging mir zu Herzen und brachte mich zum Nachdenken über mein Leben. Ich wollte mich „selbst betrügen?“ — Da endlich konnte ich mein vergangenes Leben erblicken und ich fand, daß ich ein Sünder war, und je mehr ich zu Gott betete, desto entfernter kam mir seine Gnade vor, ein ungeheurer Berg schien vor mir zu sein. Zuletzt kam ich auf den Gedanken, Gott würde mich doch nicht annehmen. Es wurde immer finstlicher in mir, bis ich zuletzt dachte, ich höre auf mit Beten und sagte es auch zu einigen Geschwistern.

Es war am zweiten Weihnachtstage morgens, als ich mich krank fühlte und meinte, es sei besser für mich, zu Hause zu bleiben, aber ich entschloß mich doch endlich, mit zur Versammlung zu fahren. Vormittags schwebte ich mit meinen Gedanken in Finsternis, mein Herz war ganz umnachtet und Furcht überfiel mich, nichts stimmte mich freudig, kein Singen auch ein Beten, weder die Predigt noch die Geschwister. Ueber Mittag sprachen noch mehrere mit mir und wiesen mich auf verschiedene Schriftstellen, wie der Zweifler so unbeständig wäre, gleich einer Meereswoge. Als Nachmittags die Versammlung wieder anging, war ich sehr traurig, und in meinen Gedanken ging mir das Testament auf und meine Augen fielen auf das Worte des Herrn in Johannes 1: „Selig sind die da nicht sehen und doch glauben.“ Dieser Spruch wirkte ganz wunderbar. Helles Licht und Wasser des Lebens, Frieden von Gott, Gnade und Freude strömten in mein Herz. O, wie selig, o, wie wonnig war mir zu Mut! Als mir nun solches alles geschah, da war es mir, als ob ich meine Sündenmacht von mir weichen und Jesum mit ausgebreiteten Armen auf mich zukommen: sähe. Als die Zeit zum Gebet kam, lobte ich Gott und dankte Ihm für solche Gnade an mir armen Sünder. Nach dem Gebet blieb ich stehen und erzählte der Versammlung, was mir widerfahren wäre. Da gab es freudige Angesichter und es hieß: „Behalte was du hast, denn das ist richtig!“ Als ich nach Hause zu meinen Eltern kam, erzählte ich es ihnen; es freute sie sehr, wir knieten nieder und dankten Gott. Jetzt wurde fleißig in Gottes Wort gelesen, gesucht und geforscht, auch über die Taufe. Ich war bald fertig, nicht aber mein Vater, der hatte viel herum zu reden, bis er zur Ueberzeugung kam. Die Mutter war auch bald fertig. Pfingsten, den 28. Mai 1882, wurden wir, Vater, Mutter und ich, getauft und in die Gemeinde aufgenommen.

Es kam mir sehr herrlich vor, als ich in den Fluß hineinging und hörte die Frage: „Lieber Bruder, glaubst du von ganzem Herzen, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist?“ Es kam mir vor, als käme die Frage vom Himmel. Als ich dann hinausschritt, war mein Herz ganz voll Freude über alles, was ich hörte und sah, denn ich hatte noch nie im Fluß laufen gesehen.

Nun sind es schon zehn Jahre, daß ich in der Gemeinde bin. Manche Stürme sind auch mir begegnet. Manchmal hat das Schifflein geschwankt und der Untergang schien mir nahe zu sein. Meine größten Versuchungen hatte ich, als ich in Kansas die Hochschule besuchte. Aber Gott, ei Lob und Dank, ich stehe noch und lebe für Gott. Ich war sechszehn Jahre alt, als ich mich bekehrte. Bekehrten sich doch alle Menschen in ihren jungen Jahren, denn das ist köstlich und Gott wohlgefällig.

Decimal in meinem Leben bin ich in

Lebensgefahr geweien: in Russland nahe am Ertrinken, daß ich schon zum zweiten Mal untergegangen war; in Kansas war ich einmal unter eines stößigen Ochsen Füßen; und letzters hier in Dakota brach ich durchs Eis und rettete mein Leben nur mit knapper Not. Gottes Güte soll uns zur Buße leiten und thut es auch. Lebt alle wohl.

Jacob C. Thomas.

Asien,

Gnadenhal, 29. April 1892.

Grüß an alle Zionspilger mit Ehrer 10, 35, 36!

Es wurde mir heute so groß, als ich allein im Zimmer saß (Die Schwester sammt dem Dienstmädchen, wie auch Franz arbeiteten im Garten, der Schwager war nach dem Russendorf gefahren), und viele Geschwister gingen und fuhren dem Abschiedsorte Gnadenfeld zu, allwo die Geschwister, die nach Amerika auswandern wollen, sich versammelten, um noch einen Abschied zu machen. Mir wollte die Geduld recht wenig werden, zumal ich auch gerne hätte mögen dort sein, es mir aber nicht möglich war, denn wir hatten kein Pferd zu Hause und konnte also nicht fahren. Ich habe nämlich einen kleinen Wagen und der Schwager hat zahme Pferde und so krieg' ich's denn notwendig fertig, daß ich allein fahren kann. Es hat auch niemand daran gedacht, mich mitzunehmen. Thränen flossen mir über die abgeagerten Wangen, dachte über den gekirgten Spruch, den ich gestern Abend zog, nach: „Des Herrn Rath ist wunderbarlich, aber Er führt es herrlich hinaus.“ Ja, dachte ich, es ist wirklich wunderbar, wie der Herr den Menschen führt, einen jeden ins Besondere. Ich danke dem Herrn, daß Er alles wohl macht und herrlich hinausführt und alles wohl machen wird. Es währt nicht lange, so bin ich bei meinem Heiland, gelöst von allen Fesseln, die mich jetzt von manchem Segensgenuß zurückhalten. Also wurde ich es inne, wie es nothut, um zur rechten Zeit Geduld zu haben. Will mich denn auch stets an das Wort halten: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.“

Mir fallen oft die Worte des Heilands ein, als er die zwölf seiner Jünger fragte, da viele von ihm gingen, als Er ihnen die Wahrheit gesagt hatte: „Wollt ihr auch weggehen?“ Petrus antwortet: „Herr, wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“ Und so sage auch ich wie Petrus: „Ich will bei meinem Herrn bleiben, bei dem ich's in Zeit und Ewigkeit gut habe.“ Er stärkte mir den Glauben, schenke mir Geduld und Ausdauer im Kampf, bis ich vom Glauben zum Schauen gelangen werde.

Die Geschwister die heute auf Mittag abgereist sind nach Amerika sind: Kornelius Reimer, ihre Kinder Joh. Schmidten; David Reimers, Tobias Schmidten, Peter und Bernhard Wiebe, Wilhelm Giesbrecht Jun. und der ledige Br. Peter Reimer, ein Neffe des Kornelius Reimer.

Gestern wurde der irrinnige Heinrich Kröcker nach Tschifent abgefahren, um ihn dort in einer Irrenanstalt unterzubringen, ob vielleicht noch Hilfe für ihn sei. Er ist ein Sohn des Jakob Kröcker, fr. Kuban. Er verheiratete sich im Jahre 1888, am 17. Dez., mit Maria Wiebe, Tochter des Joh. Wiebe, fr. Wernersdorf. Am 16. Okt. 1888 wurde ihnen ein Tochter geboren, die nach etlichen Tagen starb. Am 26. Okt. 1888 wurde seine Frau von ihm genommen, weil es nicht länger ging seines Unverstandes halber. Seine Frau ist bei

ihren Eltern, Wieten, hat es sonst sehr gut, doch giebt ihr das sehr viele schwere Stunden. Kröcker ist jetzt im 33. Jahre und seine Frau im 25. Der Anfang von seinem Bestand ist schon etwas vor seiner Verheiratung, jedoch nicht jedermann offenbar, er hat sich noch ziemlich zu halten gewußt.

Am 31. d. M. war der Natichali van Kullata hier in der Ansiedlung, um noch Land anzuzeigen für Ansiedler. Er hat gesagt, daß die hier wohnenden Menoniten ganz frei vom Sanitätsdienst sind, auch daß niemand mehr deswegen gezwungen werden würde; auch das Waldpflanzen, womit er früher gebohrt, ist aufgehoben. Obwohl hier noch keine persönlichen Dienste geleistet sind worden, sind diejenigen, die das Loos getroffen, doch immer bei der Behörde als Militärpflichtige in die Bücher eingetragen worden und bekommen nicht Pässe zur Auswanderung. Jetzt bekommt jeder, daß Gottes Wort sich noch immer bestätigt. Der Herr hat auch die Herzen der Großen in seiner Hand und regiert sie wie Wasserbäche. Ihm sei Dank und Ehre für alles Gute. Vorbergehendes hat der Natichalnik schriftlich eröffnet.

Was meine Gesundheit anbelangt, so ist dieselbe noch immer sehr schwach, das Schreiben fällt mir recht schwer, doch meine Liebe zu Euch giebt mir Mut.

Vergangenen Sonntag feierten wir noch das heilige Abendmahl und auch ein Liebesmahl. Nach dem Liebesmahl hielten die Brüder Peter und Bernhard Wiebe noch eine Abschiedsrede. Br. Peter Wiebe sprach zuerst über Offb. 2, 10, über die Worte: „Sei getreu bis in den Tod.“ u. w. und an die Gemeinde eine Ermahnung über Ebr. 13, 20, 21. und empfahl sich der Fürbitte der Gemeinde, wozu er noch den 18. Vers deselben Kapitels vorlas. Br. Bernhard Wiebe sprach über Matth. 5, 13--16.

Haltet in betendem Angebenken Euren Mitpilger

Kornelius Dück.

Ein Brief aus Afrika

den Br. Steffens an den „Sendbote“ geschickt hat, bringt die erfreuliche Nachricht, daß 45 Neubekehrte in den stillen Fluten des Kamerunflusses getauft werden konnten. Daß Feld ist „weiß zur Ernte“ und viele eingeborene Gehilfen könnten angestellt werden, wenn die Geldmittel zu ihrem Unterhalte vorhanden wären.

Indem Br. Steffens sein Tagewerk beschreibt, um den Leuten eine Einsicht in die dortigen Verhältnisse zu gewähren, heißt es am Schlusse seine Briefes: Dann entließ ich eine Gesandtschaft von Heiden vom Afrifluß, die ihren künftigen Lehrer abgeholt hatten. Mit letzterem, einem netten, treuen jungen Manne, betete ich noch einmal, gab ihm allerlei Winke, steckte ihm 10 Pfennige in die Tasche und gab ihm 10 Mark wert Fiebeln und Tafeln mit auf den Weg, von deren Erlös er eine Zeit lang leben muß. Ehe er mit den fremden Leuten den Kahn besteigen wollte, schickte er doch noch einmal einen Boten an mich mit der Frage, wie viel Gehalt er denn bekäme. Ich versicherte ihn nochmals meiner Freundschaft und drückte die Hoffnung aus, daß aus meiner Heimat bald Hilfe käme. Er solle nur aushalten und oft an mich schreiben. Die Leute dieses Ortes hatte Br. Dibundu, wie manche andere, immer auf mein Kommen vertröstet. Ich hatte sie ersucht, etwas länger zu warten, da ja noch kein Geld hier sein könne. Da diese Leute aus eigenem Antrieb eine Kapelle erbaut hatten, sonderten wir den jungen Same zu ihrem Lehrer aus. Als